JOSEF MATUZ

Aufstieg und Niedergang der osmanischen Militärmacht

Aufstieg und Niedergang der osmanischen Militärmacht¹

Etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts zog eine kleine Schar Hirtennomaden vom kargen Ostanatolien westwärts, in das Grenzgebiet zwischen dem byzantinischen Kaiserreich Nizäa und dem Reich der anatolischen Seldschuken. Der kleine Stamm hatte von dem mächtigen Seldschukensultan² neue Weidegründe um Söjüt, in der Nähe der Stadt Eskischehir zugewiesen bekommen. Natürlich hatte das nur vierhundert Familien zählende Nomadenhäuflein keine besondere Armée; es oblag den Männern, die Frauen, die Kinder und die Herde vor Überfällen der Raubtiere, aber auch vor den zahlreichen Räubern und Wegelagerern zu schützen. Darin muß sich die militärische **Tätigkeit** des Stammes *Kaji* und seines Häuptlings, Ertogrul, auch erschöpft haben, **denn** als sie im neuen Weidegebiet ankamen, führte der unbedeutende Stamm ein **friedliches** Hirtenleben³. Ertogrul hatte auch keine weiteren militärischen Ambitionen, **er** strebte danach, zu den Nachbarn — ob anderen türkmenischen Stämmen oder aber **Christen** — gute Beziehungen zu haben, um so das Hirtendasein friedlich fristen zu **können**. Panegyrisch ausgeschmückte Behauptungen höfischer Chronisten späterer **Zeiten**, wonach Ertogrul die neuen Weidegründe wegen der Verdienste bekommen **haben** soll, die er mit seinen Leuten bei der Abwehr von Dschingis Chans Mongolen erworben hätte, oder wonach Ertogrul das neue Weideland »mit dem Schwert in der Hand« ausgebaut hätte⁴, dürften den Tatsachen demnach kaum entsprechen. Sie dienten wohl dem Zweck, die Anfänge der Herren und Brotgeber der höfisch gesinnten Geschichtsschreiber so hinzustellen, wie es ihnen würdig erschien.

Rund zweieinhalb Jahrhunderte dauerte es dann, bis die Nachfolger des friedlichen Hirtenstammes und seines Häuptlings ins Herz Mitteleuropas vorstießen und sogar Wien, die stolze habsburgische Hauptstadt, mit einem riesenhaften Heer belagerten. Um die Gründe dieses Aufstiegs beantworten zu können, erscheint es notwendig, einen kurzen Blick auf die Verhältnisse Anatoliens in der damaligen Zeit zu werfen.

Kleinasien war bis zum Anfang der 70er Jahre des 11. Jahrhunderts in byzantinischem Besitz. Nach einer schweren Niederlage des oströmischen Heeres durch die seldschukischen Türken im Jahre 1071⁵ kam die Halbinsel jedoch größtenteils in deren Besitz, in welchem sie dann — zuerst im Einheitsstaat der Großseldschuken, später, nach dessen Zerbröckelung, im Reich der anatolischen Seldschuken — rund zwei Jahrhunderte verbleiben sollte. Die Lage hatte sich allerdings weitgehend verändert, als die Truppen des mongolischen Weltreichs die seldschukischen Streitkräfte 1243 vernichtend schlugen⁶. Zwar begnügten sich die Sieger einstweilen damit, das Sultanat der anatolischen Seldschuken zu ihrem Vasallen zu machen, die bisherige Macht der Sultane aber schwand zusehends. Diese konnten auch nicht verhindern, daß sich ab der Mitte des 13. Jahrhunderts im nördlichen, südlichen, vor allem aber im westlichen Grenzgebiet allmählich weitgehend autonome Großgrundbesitze herausbildeten, die sich bald zu faktisch unabhängigen Emiraten entwickelten. Der Größe und der militärischen Stärke nach waren diese Kleinfürstentümer recht unterschiedlich. Sie befanden sich außerdem im ständigen Wandel: Neue kamen auf, alte wurden umgestaltet oder verschwanden gar von der Bildfläche. Auch die mongolischen Oberherren konnten nicht verhindern, daß ihnen das westliche Grenzgebiet allmählich aus ihren Händen glitt, da ihre Macht durch eine schwere Niederlage⁷ durch die in Ägypten herrschenden Mameluken stark geschwächt war.

Ertogruls Hirtenstamm nahm unter den erwähnten Fürstentümern eine äußerst bescheidene Stelle ein. Seine Weidegründe erstreckten sich auf etwa 1500 qkm, ein Gebiet, das kaum größer war als die doppelte Fläche des Bodensees. Ertogrul selbst streb-

te auch nie nach Höherem als das was er war und ein Leben lang blieb: der friedliebende Häuptling eines friedfertigen Hirtenstammes.

Diese Lage hatte sich grundlegend verändert, als Ertogrul um 1281 gestorben war, und sein Sohn Osman seinen Platz übernahm, nach dem die Dynastie, die er begründete und das ganze Staatswesen, das er gründete, benannt wurden. Die bescheidene Rolle, die sein Vater bekleidete, scheint ihn nicht befriedigt zu haben: Die Herde von der Winterweide auf die Alm zu führen und von dort, wenn die Zeit kam, wieder hinunter zur Winterweide. Wonach er strebte, war viel mehr: nach Heldentaten, Ruhm und freilich nicht zuletzt nach Beute, nach viel Beute, um dem kargen Hirtendasein ein für allemal den Rücken zu kehren. Er betrachtete sich darüber hinaus als *Ghasi*⁸, als islamischer Glaubenskämpfer, dessen Lebensziel es war, den Islam mit Waffengewalt zu verbreiten. So deklarierte er seine Raubzüge ins Land der benachbarten »Giauren« (= Fremdlinge) als *Dschihad*⁹, d. h. »Heiliger Krieg«.

Im Grenzgebiet muß es sich bald herumgesprochen haben, was für ein erfolgreicher Haudegen auf die Bühne getreten war, denn immer mehr junge Leute schlossen sich ihm an, einzeln oder auch in Sippen, später ganze Nomadenstämme, welche — des beschwerlichen Hirtendaseins überdrüssig — sich für das viel abenteuerlichere und einträglichere Leben eines Glaubenskriegers entschieden hatten.

Es wäre dabei irrig anzunehmen, daß Osmans Feldzüge sich ausschließlich gegen Christen richteten. Obwohl er aktiver Glaubenskrieger war, hatte er auch mit islamischen Rivalen der Umgebung Auseinandersetzungen; andererseits verfuhr er den christlichen Nachbarn gegenüber pragmatisch, seine Beziehungen waren zu dem einen oder dem anderen sogar ausgesprochen herzlich¹⁰.

Mit dem Zustrom der zahlreichen Krieger wurde Osman vor eine neue Aufgabe gestellt: Aus dem Häuptling eines unbedeutenden Hirtenstammes wuchs so eine Art Kondottiere heran, der zusammen mit seinen beutehungrigen Kampfgefährten ständig in Kleinkriege verwickelt war. Der Zulauf der vielen Recken zu Osman sprengte nicht nur den Rahmen des in ethnischer Hinsicht einheitlichen Stammes, er brachte auch tiefgreifende soziale Veränderungen mit sich. Konnten sich die Stammesangehörigen ursprünglich von der Viehzucht ernähren, so reichte die eigene Produktion für den Unterhalt der neuangeschlossenen Berufskrieger nicht mehr aus. Letztere waren — da sie nun dem beschwerlichen Hirtendasein ein für allemal den Rücken kehrten — nun darauf angewiesen, sich Beute zu verschaffen. Hierzu führte aber nur der Kampf, also mußten Kriege als Dauererwerbsquelle dienen.

Die Bedeutung Osmans für die osmanische Militärgeschichte kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Denn er war es, der den vom Vater ererbten Nomadenstamm zu einem regelrechten Staat mit einem regelrechten Heer umgestaltete. Der Keim des späteren — so gut durchdachten und durchorganisierten — osmanischen militärischen Feudalsystems wurde zweifellos schon zu Osmans Zeit gelegt. Die Eroberungen warfen nämlich nicht nur reichliche Beute ab, auch ausgedehnte, bebaute Ländereien fielen Osman und seinen Gefährten in die Hand. Nun waren die Eroberer diesmal keine Hirtennomaden, die das eroberte Land für ihre extensive Viehzucht hätten brauchen können. Osmans Leute, alle Berufskrieger, hatten mit der Viehzucht nichts mehr zu schaffen und waren deshalb an der Vernichtung des Ackerbaus in den eingenommenen Gebieten nicht interessiert. Die eroberten Ländereien behielt Osman nicht alle selbst, sondern er vergab sie als große Domänen an Verwandte oder Militärführer; auch *Ghasis* wurden je nach Verdienst mit einer *Timar* genannten Pfründe belehnt. Aus den bisherigen Kriegern, die lediglich auf einen Beuteanteil angewiesen waren, bildete sich somit allmählich eine feudale Mittelschicht heran. Die Entwicklung vom Nomadenstamm zu einem territorialen Staatsgebilde rief überhaupt tiefgreifende Veränderungen im Militärwesen hervor; aus strategischer Sicht trat an die Stelle der bisher allein

ausschlaggebenden Streifzüge die Gebietsverteidigung, die ihrerseits ein hierarchisch geordnetes Berufsheer an Stelle des früheren Stammeskriegertums erforderlich machte. Im Rahmen dieser kurzen Abhandlung kann nicht auf alle wesentlichen Probleme der Herausbildung des osmanischen Heereswesens eingegangen werden, hier sollen die Hauptzüge der Entwicklung aufgezeigt werden.

Selbst wenn Osman bewährte Krieger mit einer Militärpfründe ausgestattet hatte, so heißt das nicht, daß diese bereits unter seiner Herrschaftszeit überwogen hätten. Vorerst beherrschte noch das Stammeskriegertum das Feld, wobei deren Angehörige nur ihren Sippen- bzw. Stammesführern Gehorsam leisteten. So groß deren Verdienste in der raschen Expansion des Osmanenstaates auch gewesen sein mochten, so haben sie — nachdem die Eroberung einer Region abgeschlossen war — sich meist als Störenfriede in der Phase der Konsolidierung erwiesen. Daher legten bereits die unmittelbaren Nachfolger¹¹ Osmans großen Wert darauf, die Stammeskrieger durch reguläre Truppen zu ersetzen. Dies ging auf zwei parallelen Wegen vor sich. Einmal durch den weiteren Ausbau des Militärpfründensystems, in dem Ende der 60er Jahre des 14. Jahrhunderts gesetzlich verankert wurde¹², daß jeder beliebige Krieger, der sich hervorgetan hatte, Anspruch auf ein Timar geltend machen konnte. Der Nutznießer einer solchen — übrigens nicht vererbaren — Militärpfründe hatte dabei lediglich auf eine festgesetzte Rente bei den Bauern seines Timars Anspruch. So ist es nicht erstaunlich, daß der Pfründner sich um die Landwirtschaft gar nicht kümmerte; er erschien bei den Bauern lediglich, um die ihm zugewiesene Rente einzutreiben. Als Gegenleistung hatte er als belehnter Reitersoldat (Spahi) Kriegsdienst zu leisten. Da in der ersten Zeit lediglich Spahis mit solchen Pfründen belehnt wurden, galt das Timarsystem vorerst als vollmilitärisch.

Der andere Weg zur Überwindung der Vorherrschaft des Stammeskriegertums bestand in der Aufstellung festbesoldeter Truppen, unter denen bald die Janitscharen¹³ am wichtigsten wurden. Diese neuerrichtete Fußtruppe war eine Art Fremdenlegion. In den ersten Zeiten behielt der osmanische Herrscher sich jeden fünften der jugendlichen Kriegsgefangenen, stellte sie dann zur Umerziehung türkischen Bauernfamilien in Anatolien zur Verfügung, bei denen die jungen Fremden solange in der Landwirtschaft arbeiten mußten, bis sie das Türkische hinlänglich beherrschten. Danach wurden sie dem Truppendienst zugeteilt, wo sie in einer extra zu diesem Zweck dienenden Einheit, der »Rekrutentruppe« (*adschemi odschagi*¹⁴) eine harte Ausbildung erhielten. Im Gegensatz zu den anderen Waffengattungen verblieben die Janitscharen auch nach der Ausbildung in den Kasernen und unterlagen einer harten Zucht. Sie durften nicht heiraten, waren sogar gehalten, einen keuschen Lebenswandel zu führen. Die Janitscharenquartiere waren wahre Brutstätten der islamischen Mystik, des Sufismus¹⁵, der sie bis zur Besessenheit und lebensverachtenden Verwegenheit trieb. Die Janitscharen waren dem Sultan besonders ergeben, den sie überall hinbegleiteten. Die Aufstellung einer solchen, hart disziplinierten, kasernierten und daher ständig und ohne Zeitverlust einsatzbereiten Truppe war eine bahnbrechende Errungenschaft im osmanischen Heerwesen, mit der die Osmanen der europäischen Militärentwicklung erheblich vorausgingen.

Da die erwähnte Ergänzungspraxis einer Erweiterung der Truppe im Wege stand, wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine neue Art des Ersatzes institutionalisiert, die sogenannte »Knabenlese« (*devschirme*¹⁶), die von der europäischen öffentlichen Meinung in der Regel mit unverhülltem Abscheu betrachtet wird. Dies wundert kaum, wenn man bedenkt, daß die Knabenlese darin bestand, einen Teil der Kinder den christlichen Untertanen auf dem Balkan — und zwar die an Körper und Seele besonders gut entwickelten Bauernkinder — als Tribut wegzunehmen. Wenngleich dieses Verfahren zweifellos schmerzhaft für Kind und Familie war, so wäre es doch

einseitig, es nur von diesem Aspekt her zu betrachten. Denn für das betreffende Kind konnte die Rekrutierung durchweg einen sozialen Aufstieg bedeuten, und zwar nicht nur, wenn es einer notleidenden Familie entstammte. Es bestand nämlich für die vorzüglichsten dieser Christenknaben durchaus die Möglichkeit, anstatt den Janitscharen der Großherrlichen Palastschule¹⁷ zugeteilt zu werden, nach deren Absolvierung sie die höchsten militärischen Führungspositionen und die damit verbundenen Staatsämter erlangen konnten.

Die rasche Erweiterung des Staatsgebiets beeinflusste auch die zahlenmäßige Entwicklung der osmanischen Armee. Es bildete sich ein wahrhafter *circulus vitiosus* heraus: Je größer das Staatsgebiet wurde, desto mehr Soldaten brauchte es zur Verteidigung. Während Osman bei seinem Herrschaftsantritt wohl über kaum mehr als 1000 wehrfähige Männer seines Hirtenstammes verfügt hatte, wuchs die Zahl der osmanischen Krieger in nur einem Jahrhundert auf das Siebzigfache an: Das Heer Sultan Bajezids I. zählte bereits 70 000 Mann bei seiner katastrophalen Niederlage durch Tamerlan¹⁸. Allerdings verfügte letzterer über eine Armee, die mehr als doppelt so groß war als die des Osmanensultans¹⁹. Ein Jahrhundert später betrug der Effektivbestand der osmanischen Streitkräfte schon 170 000–250 000 Mann²⁰, eine Größenordnung, die etwa der Stärke des Heeres Tamerlans gleichkam.

Der Umstand, daß die durch Tamerlan bei Ankara zerschlagene osmanische Staatsmacht nur ein Jahrzehnt brauchte, um sich zu reorganisieren²¹, zeigt deutlich, wie fest organisiert diese bereits zu jener Zeit gewesen sein muß, im Gegensatz etwa zu den recht kurzlebigen Reichsgründungen von Alexander dem Großen, Attila, Dschingis Chan oder Tamerlan, die ihre Imperien gleichsam aus dem Nichts geschaffen hatten; diese Reiche — ganz auf eine starke Herrscherpersönlichkeit ausgerichtet — gingen bald nach dem Tode ihrer Gründer unter.

Die volle Entfaltung des osmanischen Militärwesens ist aber zweifellos Selim I., in der Regel der »Gestrenge« (*Javuz*) genannt, zu verdanken. Vielleicht befremdet es, daß nicht Mehmed II., der »Eroberer«, hier besonders hervorgehoben wird. Zweifellos sind die Leistungen auch dieses Sultans für den Ausbau der osmanischen Militärmacht nicht ohne Bedeutung. Hier ist nicht nur an die Eroberung Konstantinopels zu denken, die in der Tat ein waghalsiges Unternehmen darstellte. Denn obwohl die byzantinische Kaiserstadt — umgeben von osmanischen Territorien — nur noch eine winzige Insel war, so leistete sie mit ihren mächtigen Befestigungsanlagen doch harten Widerstand, die der »Eroberer« 1453 mit seinem Heer nur schwer erobern konnte. Mehmed II. konnte zwar gewisse Gebietserweiterungen auf dem Balkan und in Ostanatolien erreichen, es war ihm aber nicht gegönnt, darüber hinauszugehen, denn der mittelalterlichen ungarischen Großmacht fiel es nicht schwer, Mehmeds weitere Expansionsversuche abzuwehren²². Mehmeds größte Leistung im Militärbereich war m. E., daß er dem Timarsystem im Osmanischen Reich Allgemeingültigkeit verlieh. Er führte nämlich den gesamten Boden seines Landes in Staatsbesitz über und vergab ihn in Form von Militärpfünden an Spahis, wodurch deren Zahl wesentlich erhöht werden konnte²³.

Aber zurück zu Selim I. Nach Ansicht des Verf. spielte dieser Sultan — neben Osman, dem Begründer des von ihm benannten Staatswesens —, die größte Rolle in der osmanischen Militärgeschichte, weil er es war, der das Land während seiner nicht einmal ein Jahrzehnt dauernden Herrschaft (1512–1520) aus einer bisher nur lokalen Größenordnung zu einer — modern gesprochen — Supermacht entwickelte.

Er muß seit Anbeginn seiner Herrschaft erkannt haben, daß die Ressourcen, die ihm zur Verfügung standen, vorerst noch nicht ausreichten, den Machtbereich des Osmanenstaates in Richtung Europa auszudehnen. So sah er sich genötigt, sein erklärtes Ziel, Beherrscher der Welt zu werden, auf Umwegen zu verwirklichen. Er nahm vorerst das Reich der Mameluken, das sich auf Großsyrien²⁴ und Ägypten erstreckte, in

Besitz²⁵ und sicherte sich dadurch den Rang des wichtigsten *islamischen* Herrschers. Was aber noch bedeutender war: Er erhielt mit dieser Eroberung den sogenannten »fruchtbaren Halbmond«, d. h. die ertragreichen Gebiete des Libanons, Palästinas und des Nillandes.

Nun standen ihm die erforderlichen Mittel zur Verfügung, um gegen das christliche Abendland vorzustoßen. Wenn er dieses Vorhaben wegen seines jähen Todes nicht mehr verwirklichen konnte, so war es doch seiner Leistung zu verdanken, daß sein Nachfolger, sein Sohn Süleyman der Prächige²⁶, im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts das Heer und das Königreich der Magyaren zerschlugen (1526 bei Mohács), sogar Wien belagern (1529) und somit einen bedeutenden Teil Ostmitteleuropas in Besitz nehmen konnte (1541)²⁷.

Die osmanischen Streitkräfte umfaßten zur Zeit ihrer höchsten Entwicklungsstufe, d. h. zur Mitte des 16. Jahrhunderts ca. 170 000–250 000 Mann. Genauere Angaben existieren nur hinsichtlich der regulären und halbregulären, nicht aber der irregulären Truppen²⁸. Die Hauptwaffe des Heeres bildeten die bereits erwähnten, mit einer Militärfpründe belehnten Spahis, mittelschwere Kavalleristen, deren Hauptaufgabe in der Schlacht im Angriff bestand. Die Bemessung der Pfründen erlaubte den Spahis durchaus, sich völlig ihrem Beruf zu widmen, weshalb ihr militärischer Ausbildungsstand recht hoch war. Der Spahi war nicht nur verpflichtet, in eigener Person Militärdienst zu leisten, er hatte je nach der Größe seines Timars bis zu sieben bewaffnete Reiter (*dschebeli*) auf eigene Kosten mit in den Kampf zu führen. Da die Spahis sich ständig in der Nähe ihrer Pfründen aufzuhalten hatten und die Mobilmachung so eine gewisse Zeit in Anspruch nahm, war ihr Aufgebot ziemlich schwerfällig, und es konnte Wochen in Anspruch nehmen, bis ihre Mobilisierung vollzogen war. Der Umstand andererseits, daß die Spahis jederzeit einsetzbar waren, trug stark dazu bei, daß die Disziplin bei dieser Truppe bedeutend höher war, als bei ihrem europäischen Pendant, dem Feudalaufgebot. Für die Disziplin spielte freilich auch der islamische Glaube, und dies bezieht sich allerdings nicht nur auf die Spahis, sondern auch auf die besoldeten Zentraltruppen, eine wichtige Rolle, insbesondere im Kampf gegen die Ungläubigen, der nicht nur religionsgesetzliche Pflicht der Muslime war, sondern nach ihrem Glauben auch im Jenseits entsprechend belohnt werden sollte.

Kommandant der Spahitruppen war der jeweilige Provinzstatthalter, der Sandschakbeg²⁹. Die Spahis eines Sandschaks waren in territorial organisierte Schwadronen (*bölük*) eingeteilt, an deren Spitze die *subaschi* genannten Hauptleute standen. Je zehn dieser *bölük* unterstanden einem Obersten (*alajbegi* anders *miralaj*), dessen unmittelbarer Vorgesetzter der Sandschakbeg war.

Vorgesetzter des Sandschakbegs war der jeweilige Beglerbeg, der Großgouverneur eines Wilajets (Großprovinz), im Rang eines Paschas, der etwa dem eines europäischen Generalleutnants entsprach. Besonders wichtigen Wilajets (Ofen in Ungarn, Damaskus, Bagdad, Ägypten) standen seit dem 17. Jahrhundert Beglerbegs im Wesirrang (etwa Generaloberst) vor. Die Beglerbegs standen unmittelbar unter dem Kommando der Hohen Pforte. Im Kriegsfall wurden lediglich 90 Prozent der Spahis eingezogen, um auch die Territorialverteidigung gewährleisten zu können.

Neben den schwerbewaffneten Spahis gab es im Rahmen der Provinzialtruppen auch leichte Kavallerieeinheiten, von denen die »Stürmer« (*akindschi*)³⁰ die wichtigsten waren. Die Aufgabe dieser »Renner und Brenner« bestand darin, den Feind zu beunruhigen, ihm den Weg abzuschneiden, Kundschaft einzuholen und Vorräte zu erbeuten. Die *akindschi* erhielten weder Sold noch eine Pfründe, sie bestritten ihren Lebensunterhalt aus der Beute. Es gab auch leichte Infanterietruppen, die sogenannten *azeb*³¹, wörtlich »Unverheiratete«, deren Aushebung schon Elemente der allgemeinen Wehr-

pflicht³² aufwies: Je 30 Haushalte in Anatolien waren regelrecht verpflichtet, bei Bedarf einen bewaffneten Fußsoldaten zu stellen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrug die Zahl der Spahis 35 000, die der »Bewaffneten« 55 000 und die der »Stürmer« und der *azeb* etwa 20 000 Mann, wozu sich noch eine Anzahl Pioniere und Hilfsdienstleistende gesellten. Zu ihrem Aufgabenbereich gehörte es, im Kriege für die Befahrbarkeit der Straßen zu sorgen³³. Die strategisch wichtigen Straßen wurden — nach Maßgabe der damaligen Möglichkeiten — vorzüglich hergerichtet³⁴.

Alles zusammen dürfte der Effektivbestand der Provinztruppen in der gerade angegebenen Zeit mindestens 150 000 Mann ausgemacht haben. Zahlenmäßig war das stehende Heer der Zentralgewalt, d. h. die Truppen der sogenannten »Pfortensklaven« (*kapukulu*), nicht so stark wie das Provinzialaufgebot — alles in allem nur 20 000 Mann, es zeichnete sich jedoch durch die größere Schlagkraft aus. Das Heer der »Pfortensklaven« war zweifellos das beste seiner Zeit in weltweiter Sicht; es war festbesoldet, die Soldaten konnten sich folglich ganz ihren militärischen Pflichten widmen. Sie waren stets vollzählig unter Waffen, kaserniert und somit ständig einsatzbereit, im Gegensatz etwa zu den europäischen Söldnertruppen der Zeit, bei denen im Frieden lediglich der Kader vorhanden war.

Die osmanischen »Pfortensklaven« waren außerdem sorgfältig ausgesucht — entweder im Rahmen der »Knabenlese« oder unter den jungen Kriegsgefangenen —, vorzüglich ausgebildet und diszipliniert, was man von den europäischen Söldnern jener Zeit nicht gerade behaupten kann. Den Kern dieser Zentraltruppen bildeten die Janitscharen³⁵, eine Infanterietruppe, die im Kampf das Zentrum des Heeres bildete. Das Korps (*dschemaat*) der Janitscharen wurde in *orta* genannten Kompanien zu je 60–70 Mann unterteilt, die je einem sogenannten »Suppenmeister« (*tschorbadschi*)³⁶ unterstanden. Vermutlich hießen diese Truppenführer so, weil ihre Hauptaufgabe ursprünglich in der Verteilung der Hauptmahlzeit der Janitscharen, der Suppe, bestand. Der Effektivbestand der Janitscharen betrug Mitte des 16. Jahrhunderts etwa 12 000 Mann. Das Kommando dieser Elitetruppe führte der Janitscharenaga, der zu dieser Zeit mit einem Sandschakbeg gleichrangig war. Im Laufe der Zeit stieg er im Rang und gewann erheblichen Einfluß. Erwähnenswert ist unter den Zentraltruppen diejenige der Waffenschmiede (*dschebedschi*)³⁷, der die Herstellung, Aufbewahrung und Wartung der Waffen der Artilleristen (*toptschu*)³⁸ sowie der festbesoldeten berittenen Einheiten des Zentralheeres (6000 Mann) oblag³⁹. Nicht alle Janitscharen leisteten in der Hauptstadt Dienst, eine Anzahl von ihnen wurde in verschiedenen Städten bzw. Festungen — insbesondere im Grenzgebiet — stationiert, teils, um feindliche Einfälle abzuwehren, teils, um bei eventuellen Unruhen als Ordnungsmacht zu dienen und einer möglichen Widerspenstigkeit der Provinzialmacht vorzubeugen.

Auf die Taktik der osmanischen Armee kann hier nicht eingegangen werden. Es soll aber erwähnt werden, daß auch die Bewaffnung der osmanischen Armee auf dem technischen Niveau ihrer europäischen oder orientalischen Gegner lag. Dies gilt nicht nur für die starke Artillerie, auch Handfeuerwaffen waren weit verbreitet. Die Janitscharen waren ursprünglich mit Bogen ausgestattet gewesen. Die Ablösung des Bogens als Kampfwanne der Janitscharen durch die Muskete erfolgte erst im späten 15. Jahrhundert; seit Beginn des 16. Jahrhunderts waren diese durchwegs mit Musketen ausgerüstet⁴⁰.

Große Bedeutung wurde im osmanischen Militärwesen der Versorgung des Riesenheeres im Felde beigemessen. Da der Lebensmittelvorrat, den das auf dem Landwege vorrückende Heer mitführen konnte, nicht ausreichte, wurden Lebensmittel nicht nur an Ort und Stelle beschafft, sondern auch auf dem Wasserweg⁴¹ zur Truppe transportiert.

tiert. Die Organisation des Nachschubwesens war erfahrenen hohen Finanzbeamten (*defterdar*) als zusätzliche Aufgabe anvertraut⁴².

Die Führung der Armee lag bis in das 16. Jahrhundert in den Händen des Sultans, der die dafür erforderliche Qualifikation noch vor der Thronbesteigung als Provinzgouverneur erworben hatte. Der Sultan ließ sich bei seinen Entscheidungen vor allem durch den Großwesir, aber auch durch andere Diwanmitglieder beraten, denn dieser Reichsrat⁴³ war auch bei den Feldzügen immer dabei. Man kann sagen, daß der Großherrliche Diwan funktionell als Generalstab wirkte. Selbst an der Schlacht nahm der Sultan persönlich teil und wurde durch die Janitscharen geschützt.

Besonderer Wert wurde darauf gelegt, sowohl über den tatsächlichen wie auch den potentiellen Feind Informationen zu beschaffen. Hierzu diente — außer der freilich nur taktischen Kundschaftertätigkeit der »Stürmer« (*akindschi*) —, die unter Folter erfolgte Befragung von Kriegsgefangenen sowie ein weitgespanntes Spionagenetz, dessen Mitglieder vor allem in wichtigeren europäischen Staaten Nachrichten sammelten⁴⁴.

Die strategische Führung der osmanischen Streitkräfte war völlig den politischen Zielsetzungen der Staatsmacht untergeordnet, zumal Staats- und Armeeführung voneinander nicht getrennt, sondern in den Händen desselben Personenkreises (Sultan, Großwesir, Reichsrat) lagen. Auf Eigeninteressen mächtiger gesellschaftlicher Schichten, wie Adel oder gar Aristokratie, die durch Familienbindungen oder Grundbesitz in irgendeiner Weise gebunden worden wären, brauchte die oberste Staatsleitung dabei keine Rücksicht zu nehmen, da solche Schichten im Osmanischen Reich nicht vorhanden waren.

Für die politischen Zielsetzungen des Osmanenstaates nach außen hin war der Grundsatz charakteristisch, den eigenen Geltungsbereich nicht nur zu verteidigen, sondern ihn weitmöglichst auszudehnen. Für die Landesverteidigung sorgte ein adäquates Festungssystem, zumal Burganlagen im Osmanischen Reich nie Privateigentum, sondern immer im staatlichen Besitz waren.

Die Intention lag jedoch in erster Linie in der Expansion, die für den Osmanenstaat aus zwei Gründen eine *conditio sine qua non* darstellte. Kriegszüge waren vor allem deshalb unerlässlich, weil die von den eigenen Untertanen produzierten Güter zur angemessenen Versorgung der riesigen Berufsarmee und der staatlichen und religiösen Bürokratie offensichtlich nicht ausreichten. Man war auf die Produktion der Bevölkerung der neuerobernten Gebiete und auf die Kriegsbeute, die allerdings seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts nur noch eine untergeordnete Rolle spielte, angewiesen. Das Kriegsführen war zugleich auch aus Gründen der Systemstabilisierung notwendig. Wurden die Truppen nämlich nicht in ihrem gelernten »Beruf«, dem Kriegshandwerk, angemessen beschäftigt, kam es über kurz oder lang zu Revolten. Je stärker folglich die Streitkräfte wurden, desto mehr Eroberungen mußten gemacht werden; je mehr Eroberungen indes gemacht wurden, umso stärker mußten die Streitkräfte werden.

Die expansive Politik des Osmanenstaates stand aber in einem nicht minder bedeutenden Maße auch damit in Verbindung, daß das Osmanische Reich als islamisches Staatswesen schon religionsgesetzlich zur Expansion verpflichtet war. Denn nach Auffassung des islamischen Staatsrechts gibt es auf der Erde eine einzige legitime Macht, die des Islams. Es sei daher die Aufgabe der Muslime — allerdings kollektiv und nicht als Einzelpersonen —, sich dafür einzusetzen, daß sämtliche Gebiete, die noch nicht dem Herrschaftsbereich des Islams angehören, die sogenannten »Kriegsgebiete« (*dariülharb*), in das »Gebiet des Islams« (*dariüislam*) einbezogen werden, nötigenfalls mit Waffengewalt⁴⁵. Das Gebot der Umwandlung des »Kriegsgebiets« in islamisches Land wurde allerdings nicht starr ausgelegt. Man verfuhr pragmatisch, nach den gerade gegebenen Möglichkeiten, nach der inneren und auswärtigen politischen Konstellation des Reiches. Zu diesem pragmatischen Verfahren gehörte es auch, daß die Hohe

Pforte, wie die oberste Staatsleitung der Osmanen seinerzeit genannt wurde, befristete Friedensverträge mit verschiedenen europäischen Staaten abschloß. Jeweils nur an einer einzigen Front Krieg zu führen, um den Rücken für Operationen an anderen Fronten freizuhalten, war nun das Hauptprinzip der osmanischen Strategie. Dabei war man von vornherein entschlossen, die betreffenden Abkommen bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen. Denn das friedliche Nebeneinander, nur durch die praktische Lage erzwungen, galt religionsgesetzlich ohnehin als etwas Vorläufiges, das auf dem Grundsatz der *müdara* (Heuchelei, »Katzenfreundlichkeit«) basierte. Dieses Prinzip den Feinden gegenüber stellte im islamischen Recht einen moralisch überaus positiven Wert dar⁴⁶.

Ein anderer charakteristischer Zug der osmanischen Kriegsführung war, daß die einzelnen Kriegszüge sich fast ausnahmslos⁴⁷ auf ein Sommerhalbjahr beschränkten. Aus klimatischen und logistischen Gründen war es für das Heer nämlich nicht möglich, im Feindesland zu überwintern, insbesondere in Südosteuropa, wo nicht nur der Winter recht hart ist, sondern wo im Herbst und im Winter auch die Landstraßen so gut wie unpassierbar waren⁴⁸. Das gewaltige, schwerfällige Heer brauchte infolge der riesigen Ausmaße des Osmanenreiches ferner zwei bis drei Monate, um ins Grenzgebiet des Feindeslandes vorzustößen, und genauso viel Zeit, um nach Abschluß der Operation wieder nach Hause zurückzukehren. So ist es kaum verwunderlich, wenn die osmanische Führung Kriegszüge häufig abbrach, wenn der ursprünglichen Zielsetzung kein Erfolg beschert war⁴⁹, oder aber wenn ein Triumph, eine gewonnene Schlacht⁵⁰ oder die Eroberung einer Burg⁵¹ sich hätten weiter ausbauen lassen.

Vor der Zeit Süleymans des Prächtigen hatten die Landstreitkräfte eine weitaus größere Bedeutung als die Flotte⁵²: Letztere war zwar ein erfolgreiches militärisches Instrument, wie die Operationen von Negroponte 1470 oder Lepanto 1490 — wo nicht ganz ein Jahrhundert später 1571 dann das Desaster der osmanischen Flotte stattfinden sollte — gezeigt hatten, aber das große Aufblühen des osmanischen Marinewesens setzte erst während der Regierungszeit Süleymans ein.

Dazu kam es, als Karl V., durch die Vertreibung der Johanniter von Malta (1522) beunruhigt, den Seehelden Andrea Doria samt einem größeren Flottenkontingent in Sold genommen hatte, dem es tatsächlich gelang, auf der Morea, dem antiken Peloponnes, Eroberungen zu machen (1532). Um ihm einen wirksamen Widerstand zu leisten, wurde der berühmte Seeräuber, Hayreddin Barbarossa, der eine mächtige Piratenflotte im westlichen Mittelmeer besaß und Algerien kontrollierte, in osmanischen Dienst genommen. Aus einem Freibeuter, der für die Europäer das Westbecken des Mittelmeeres unsicher gemacht hatte, war somit der Beglerbeg von Algerien und zugleich der Admiral der osmanischen Flotte mit Sitz im Großherrlichen Diwan geworden. Die militärische sowie finanzielle Unterstützung und nicht zuletzt der moralische Schutz der Pforte erlaubten dem neuernannten Admiral, seine bisher lediglich aus kleinen Piratenschiffen bestehende Flotte zu einer schlagkräftigen Kriegsmarine mit größeren Einheiten auszubauen.

Die bisher geschilderte, durchaus imponierende Entwicklung der osmanischen Militärmacht überschritt Mitte des 16. Jahrhunderts jedoch ihren Zenit. Dafür sind m. E.⁵³ zwei Ursachen, beide ökonomischer Art, verantwortlich. Der ständige Mangel an Bargeld hatte zur notorischen negativen Zahlungsbilanz der osmanischen Volkswirtschaft geführt. Die hauptsächlich aus Persien und Indien bezogenen, hochwertigen Waren hatte der osmanische Partner nämlich stets bar bezahlt. So verfügte der osmanische Fiskus fortschreitend über weniger Bargeld. Es wurde immer problematischer, die Streitkräfte und den Staatsapparat zu versorgen sowie den Zahlungsverpflichtungen, die mit den öffentlichen Aufgaben und der Wohlfahrt in Zusammenhang standen,

nachzukommen. Um das Leck in diesem Danaidenfaß nur einigermaßen stopfen zu können, ging der osmanische Fiskus dazu über, den Beamten zum Ersatz des Zahlungsrückstandes und an Stelle künftiger Gehaltszahlungen eine Pfründe zuzuweisen. Dies stand aber in krassem Gegensatz zu den gesetzlichen Bestimmungen, wonach die Timare ausschließlich zum Lebensunterhalt der Spahis hätten dienen sollen.

Der in Form von Pfründen vergebbare Boden — und das ist der andere volkswirtschaftliche Faktor — konnte aber angesichts der ausbleibenden Expansion nicht mehr erweitert werden. Wenn ein Timar einem Beamten zur Verfügung gestellt wurde, so konnte dies nur zu Lasten der Pfründen von Spahis geschehen.

Um dieser mißlichen Lage zu entgehen, versuchte man, bei einer eventuellen Vakanz dem neuen Pfründner ein mehr oder weniger kleineres Timar als dem vorherigen Inhaber zuzuweisen. Mit einem meist an Haaren herbeigezogenen Vorwand versuchte der Fiskus ferner, auch Teile der bestehenden Pfründen abzuzweigen.

Sowohl dieses Verfahren als auch die seit den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts immer größere Ausmaße annehmende Inflation — auf deren Ursachen hier nicht eingegangen werden kann — führten dazu, daß das Einkommensniveau der Pfründner zusehens abnahm. Spahis von geringerem Einkommen hatten es schon bisher nicht leicht, ihre wertvolle und teure Ausrüstung sowie die Kosten der Teilnahme an den Feldzügen zu decken, unter Umständen sogar noch einen oder mehrere Bewaffnete auszurüsten und während des Feldzuges zu unterhalten. Ihr sinkendes Einkommen machte dies aber nun vollends unmöglich. Der Spahi konnte nicht umhin, die ihm von den Bauern zustehenden Renten willkürlich zu erhöhen; anstatt des bisherigen Zehnten verlangte er nunmehr gar ein Viertel des Ertrags.

Dies führte zur Kettenreaktion auch bei der Bauernschaft, deren Lage bisher verhältnismäßig günstig war, die nun aber zunehmend verelendete. Um der Abgabepflicht nachkommen zu können, mußte der Bauer zunächst auf Wuchergelder zurückgreifen. Als er diese nicht mehr zurückzahlen konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als Haus und Hof zu verlassen.

Nun lagen die Höfe brach und warfen die Rente für den Pfründner nicht mehr ab. Diesem Mißstand versuchten die Spahis zu begegnen, indem sie die Abgabeverpflichtung der geflohenen Bauern auf die noch zurückgebliebenen abwälzten, wodurch auch diese in wachsendem Maße verarmten und ebenfalls gezwungen waren zu fliehen.

So blieb für den Spahi keine andere Wahl, als sich um die bisher verachtete Landwirtschaft zu kümmern. Er verpflichtete einige der im Lande herumziehenden, flüchtigen Bauern zu einem Hungerlohn als Halbpächter und ließ sie unter eigener Aufsicht die brachliegenden Höfe bestellen. Diese Tätigkeit nahm die Kraft und Zeit des Spahis so sehr in Anspruch, daß er den Soldatenberuf immer mehr vernachlässigte: Nicht nur, daß er nicht mehr exerzierte, sondern er leistete auch den Gestellungsbefehlen für die obligatorischen Feldzüge nicht mehr Folge⁵⁴.

Die Sorgen der Kriegführung wurden aber nicht dadurch gelöst, daß der ungehorsame Spahi daraufhin abgesetzt wurde. Es gab immer weniger bewährte Haudegen, die man an seine Stelle setzen konnte. Die Pfründe wurden — gegen Schmiergelder — vermehrt nichtmilitärischen Personen zur Verfügung gestellt. Zu allem Überfluß hat der Fiskus einen bedeutenden Teil der Timare nicht mehr Pfründnern zugewiesen, sondern wandelte sie in Steuerpachteinheiten um⁵⁵. Viele Timare gingen ferner, im Gegensatz zu den gesetzlichen Bestimmungen, in Privatbesitz über. So verschwand bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts praktisch das einst so stolze Spahiheer. Der kümmerliche Rest taugte nur noch zu Hilfsdiensten.

Diese Misere stellte die osmanische Armeeführung vor schwere Aufgaben. Es mußte nämlich um jeden Preis erreicht werden, daß für die nicht mehr existierenden Spahi-

truppen, die bisher die Grundlage des Heeres bildeten, ein angemessener Ersatz gefunden wurde.

Die osmanische Staatsleitung ging daher dazu über, das zentrale Söldnerheer, das Janitscharenkorps sowie die pfortenunmittelbaren Reitertruppen zu verstärken. Der ursprüngliche Effektivbestand der zentralen Einheiten von rund 20 000 Mann wuchs bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts auf etwa 120 000–150 000, also um das sechs- bis siebenfache der ursprünglichen Stärke an, was sich freilich auf die Zahlungsverpflichtungen des osmanischen Fiskus entsprechend auswirkte. Die eigentliche Vorstellung, durch wachsende Vergabe von Pfründen die Barausgaben zu vermindern, fiel somit in entgegengesetztem Sinne aus.

Auch die Lösung der Ergänzung der stark angewachsenen Söldnertruppen erwies sich als problematisch. Die traditionelle Knabenlese bzw. die Umerziehung jugendlicher Kriegsgefangener reichte nämlich lediglich zur Sicherung der ursprünglichen Kräfteverhältnisse, nicht aber zur großanglegten Erweiterung aus. Daher wurden nun auch erwachsene Muslime zum Dienst in den Zentraltruppen zugelassen, wobei es noch gut war, wenn es sich bei den Bewerbern um gediente Soldaten, etwa »Stürmer« oder abgesetzte Spahis handelte. Viele nichtmilitärische Personen, die über etwas Geld verfügten, haben sich gegen Bestechungsgelder in die Elitetruppen aufnehmen lassen, unter ihnen behäbige Bauern, Kameltreiber, viele Fremde wie Perser, Kurden, Zigeuner, Tataren, zum Islam konvertierte Juden, selbst Wegelagerer und Taschendiebe, denn der regelmäßig gezahlte Sold und die Naturalbezüge bildeten für viele eine gewisse Verlockung.

Der Kampfwert dieser Janitscharen »neuer Prägung« kam nicht einmal in die Nähe der früheren Truppenangehörigen, sie mißachteten deren hohe Moralprinzipien, die Ergebenheit Gott und dem Sultan gegenüber sowie den keuschen Lebenswandel. Statt ihre Augen aufs Jenseits zu richten, trachteten sie nach diesseitigen Freuden, viele von ihnen heirateten sogar, zeugten Kinder, und für sie waren ihre Familien wichtiger als der Dienst oder hohe Ideale. Sie zogen sogar aus den Quartieren zu ihren Familien, und weil ihr Sold zu deren Unterhalt nicht reichte, begannen sie, Pfuscherwerk zu treiben. Ihre billigen, aber leichten Waren bildeten für die Zünftler einen unlauteren Wettbewerb, zumal sie weder Steuerpflichtige noch den strengen Zunftregeln unterworfen waren. Den Militärverpflichtungen kamen sie jedenfalls nicht nach. Diejenigen aber, die in den Kasernen verblieben, benahmen sich wie völlig disziplinloses Gesindel: Anstatt sich auf dem Schlachtfeld zu bewähren, spielten sie in der Hauptstadt den Helden und erregten durch ihre Willkür bei der Zivilbevölkerung Furcht und Haß.

So konnte das Problem der Wehrfähigkeit des Osmanischen Reiches selbst mit dem Anwachsen des Janitscharentums nicht gelöst werden. Um Abhilfe zu schaffen, ging die Hohe Pforte dazu über, vermehrt die schnellen leichten Reitertruppen aus dem Vassallenstaat, dem Chanat der Krim, zu Zehntausenden auf den Schlachtfeldern einzusetzen⁵⁶, deren Ruf zwar überall in Europa Schrecken verbreitete, für das entschwundene mächtige Spahiheer jedoch keinen Ersatz bot.

Der Schwund des früher so mächtigen Provinzialaufgebots hat auch dessen Kommandeure, Beglerbegs wie Sandschakbegs, vor eine schier unlösbare Aufgabe gestellt. Um die Verteidigung ihrer Provinzen nunmehr ohne Spahis zu gewährleisten, konnten sie nicht umhin, Söldnertruppen auf eigene Kosten aufzustellen. Die Angehörigen dieser Truppen, *saridscha*⁵⁷ oder *sektan*⁵⁸ genannt, erhielten nur einen minimalen Sold, dementsprechend waren ihr Ausbildungsstand und ihre Disziplin miserabel, ihre Ausrüstung schäbig; kein Wunder, denn ihre Brotgeber wählten sie unter den Vagabunden aus, oft nahmen sie sogar ganze Marodeurbanden in Dienst.

Die moderne Militärgeschichtsschreibung sieht die Söldnerheere im Vergleich zum Feudalaufgebot generell als höhere Entwicklungsstufe an. Diese Einschätzung läßt

sich indes auf die osmanischen Verhältnisse der späteren Zeit nicht einfach übertragen. Denn der Kampfwert der Einheiten der stehenden Armee, ob zentrale Reitertruppen, Janitscharen oder provinziale »Hundewächter«, betrug in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts infolge der geschilderten Entwicklungen nur noch einen Bruchteil dessen, worüber das Osmanische Reich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfügt hatte.

Zu allem Überfluß litt das Osmanische Reich unter einer immer weiter ausufernden Führungskrise auf höchster Ebene. Der oberste Feldherr der osmanischen Streitkräfte, der Sultan, verfügte seit Anfang des 17. Jahrhunderts über keine angemessene militärische Ausbildung mehr, mischte sich jedoch wiederholt unsachgemäß in Entscheidungen ein, was notwendigerweise zu einem Fiasko führen mußte. Mit der erwähnten neuen Ergänzungspraxis bei den Janitscharen bestand andererseits keine Notwendigkeit mehr zur Durchführung der Knabenlese. Nachdem sie immer unregelmäßiger stattfand, ist diese Institution Mitte des 17. Jahrhunderts gänzlich abgeschafft worden. Damit fand aber auch die Palastschule ihr Ende. Folglich wurde bis zum letzten Viertel des 17. Jahrhunderts die Zahl der höheren Militärführer, die noch über eine angemessene Vorbildung verfügten, immer geringer: Finanzkräftige Steuerpächter, deren Aufgabe per definitionem in der Sicherstellung der fiskalischen Einkünfte lag, traten an ihre Stelle⁵⁹. Auf die militärische Kommandoführung waren sie allerdings nicht vorbereitet.

Die regressive Entwicklung sowie eine ökonomische Stagnation und sogar Dekadenz⁶⁰, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eingesetzt hatten, führten dazu, daß Kampfwert, technischer Stand und Führungsniveau der osmanischen Armee weniger und weniger mit denen Europas Schritt halten konnte. Die Folge davon war, daß die Osmanen nur noch selten bei bewaffneten Auseinandersetzungen den Sieg davontragen konnten. Dieser Verfall des osmanischen Kriegspotentials führte 1683 im Endeffekt zur verheerenden Niederlage bei Wien, die — genau vor 300 Jahren — den europäischen Mächten den Weg zur Rückeroberung Ofens (ung. Buda, türk. Budin, Budun) mitsamt Ungarn eröffnete.

Die katastrophalen Friedensbedingungen von Karlowitz (1699), Passarowitz (1718) und Kütschük-Kainardschi (1774) waren die Stationen auf dem Leidensweg, die die graduelle, aber unaufhaltsame Verdrängung der Türken aus Südosteuropa markierten. Selbst militärische Reformen des 19. Jahrhunderts⁶¹ und die der sogenannten »Jungtürken« vor dem Ersten Weltkrieg⁶² halfen da nicht mehr: Der Erste Weltkrieg versetzte dem einst so mächtigen Reich der Osmanen den Todesstoß.

¹ Um Anmerkungen erweiterter und überarbeiteter Vortrag, gehalten im Rahmen einer Ringvorlesung des Studium generale und des Orientalischen Seminars der Albert-Ludwig-Universität, Freiburg i. Br., unter dem Titel »Krieg und Frieden in Asien und Nordafrika« im Sommersemester 1986. — Wegen des präsumtiv nichtorientalistischen Leserkreises werden lediglich weiterführende Arbeiten in deutscher, englischer und französischer Sprache zitiert, selbst wenn Erkenntnisse auch aus zahlreichen anderssprachigen Arbeiten gewonnen wurden. Auf die Literaturhinweise im Handbuch des Verfassers: Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte. Darmstadt 1985, sei hier verwiesen.

² Es handelt sich um Alauddin Kaiqubad. Die Meinungen allerdings, ob der erste Sultan dieses Namens (1219–1237) oder aber der zweite (1249–1257) dabei gemeint wird, gehen auseinander. Vgl.: Vom Hirtenzelt zur Hohen Pforte. Frühzeit und Aufstieg des Osmanenreiches nach der Chronik »Denkwürdigkeiten und Zeitläufe des Hauses Osman« vom Derwisch Ahmed, genannt Aşık-Paşa-Sohn. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von R. F. Kreutel. Graz—Wien—Köln ²1959, S. 269; E. Werner: Die Geburt einer Großmacht — die Osmanen (1300–1481). Ein Beitrag zur Genese des türkischen Feudalismus. Berlin (Ost) ²1972, S. 95.

³ Siehe: Vom Hirtenzelt (wie Anm. 2), S. 22 f.

- ⁴ Vgl. T. Nöldeke: Auszüge aus Neşris Geschichte des osmanischen Hauses. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XIII (1859), S. 176—218, insbesondere S. 192.
- ⁵ Nach der folgenschweren Schlacht bei Manzikert, türk. Malazgirt, nordwestl. des Van-Sees; vgl. hierzu ausführlicher C. Cahen: La campagne de Manzikert d'après les sources musulmanes. In: Byzantion, IX (1934), S. 613—642 bzw. ders.: Pre-Ottoman Turkey. A general survey of the material and spiritual culture and history c. 1071—1330. London 1968, S. 71 ff.
- ⁶ Am Berg Kösedag, etwa 80 km nordöstl. von Sivas; hierzu ausführlicher J. Matuz: Der Niedergang der anatolischen Seldschuken: Die Entscheidungsschlacht am Kösedag. In: Central Asiatic Journal, XVII (1973), S. 180—199.
- ⁷ 1260 am »Goliathsquell«, arab. Ain Dschalut, Ort in Palästina; vgl. B. Spuler: Die Mongolen in Iran. Politik, Verwaltung und Kultur der Ilchanzeit 1220—1350. Leipzig 1939.
- ⁸ Vgl. P. Wittek: Deux chapitres de l'histoire des Turcs de Roume. In: Byzantion, X (1936), S. 285—319, insbesondere S. 308.
- ⁹ Dazu vgl. M. Khadduri: War and Peace in the Law of Islam. Baltimore 1955.
- ¹⁰ So etwa zum byzantinischen Seigneur von Biledzisk oder einem Burgherrn mit Namen Köse Mihal, der später zum Islam übertrat. Vgl. Vom Hirtenzelt (wie Anm. 2), S. 23, 31.
- ¹¹ Orhan (1326—1360), ein Sohn Osmans und anschließend Murad I. (1360—1389), einer der Söhne Orhans. Zu diesen Herrscherpersönlichkeiten vgl. A. D. Alderson: The Structure of the Ottoman Dynasty. Oxford 1956.
- ¹² Genauer 1368, während der Regierungszeit Murads I.; vgl. Werner (wie Anm. 2), S. 109.
- ¹³ Diese Truppe wurde vermutlich ebenfalls während der Herrschaftszeit Murads I. gegründet; s. F. Giese: Die altosmanischen anonymen Chroniken. Bd II: Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, XVII (1925/28); vgl. ferner Werner (wie Anm. 2), S. 111 f. — Das Wort *Janitschar* kommt aus dem türkischen *jeni tscheri* und bedeutet »neue Truppe«.
- ¹⁴ H. A. R. Gibb/H. Bowen: Islamic Society and the West, I. Islamic Society in the 18th Century. London 1950—1957, I/1, S. 66 f.
- ¹⁵ Bei den Janitscharen gewann der Orden der *Bektaschi*-Derwische einen maßgeblichen Einfluß; vgl. H. J. Kissling: Die soziologische und pädagogische Rolle der Derwischorden im osmanischen Reich. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, CIII (1953), S. 18—28.
- ¹⁶ B. D. Papoula: Ursprung und Wesen der »Knabenlese« im osmanischen Reich. München 1963 (= Südosteuropäische Arbeiten, 59); vgl. ferner Werner (wie Anm. 2), S. 112.
- ¹⁷ L. B. Miller: The Palace School of Muhammed the Conqueror. Cambridge 1941 (= Harvard hist. monographs. 17.)
- ¹⁸ Dieser in Europa gebrauchte Name des großen Feldherrn kommt vom mitteltürkischen *temür* »Eisen« und dem persischen Spitznamen *Läng* »der Lahme«, da er hinkte. Eine objektive Würdigung seiner Person findet sich neuerdings bei Matuz: Das Osmanische Reich (wie Anm. 1), S. 45 ff.
- ¹⁹ Tamerlans Heer bestand aus etwa 160 000 Mann. Zur Entscheidungsschlacht bei Ankara vgl. M. M. Alexandru—Dersca: La campagne de Timur en Anatolie (1402). Bukarest 1942.
- ²⁰ In der Schlacht gegen die persischen Safawiden 1514 bei Tschaldiran beispielsweise bestand das osmanische Heer aus etwa 140 000 Mann. Zur Auseinandersetzung zwischen Osmanen und Safawiden s. H. Sohrweide: Der Sieg der Safawiden in Persien und seine Rückwirkung auf die Schiiten Anatoliens im 16. Jahrhundert. In: Der Islam, XLI (1965), S. 95—223; vgl. ferner S. Shaw: History of the Ottoman Empire and Modern Turkey. Volume I: Empire of the Gazis: The Rise and Decline of the Ottoman Empire, 1280—1808. Cambridge—London—New York—Melbourne 1976, S. 80 ff.
- ²¹ Mit dem Sieg Sultan Mehmeds I. über seinen Bruder Musa ging 1413 das Interregnum im Osmanenstaat zu Ende.
- ²² Hier sei an die Erfolge Sigismunds, Königs von Ungarn und späteren deutschen Kaisers, des Feldherrns Johann Hunyadi (Belgrad 1456) und dessen Sohn, König Matthias »Corvinus« bei der Abwehr der Osmanen erinnert.
- ²³ Diese Idee stammte zwar von Sultan Mehmeds Großwesir, Qaramani Mehmed Pascha; Sultan Mehmed war jedoch derjenige, der die Bedeutung der Maßnahme für die Festigung seines Staates erkannte und sie kraft seiner Macht verwirklichen ließ. Zum Timarsystem vgl. B. A. Cvetkova: Les institutions ottomanes en Europe. Wiesbaden 1978; N. Beldiceanu: Le timar dans l'état ottoman (début XIV^e—début XVI^e siècle). Wiesbaden 1980; J. Matuz: The Nature and Stages of Ottoman Feudalism. In: Asian and African Studies, XVI (1982), S. 281—292.
- ²⁴ Arabisch *Bilad asch-Scham*, bestand außer dem heutigen syrischen Staatsgebiet aus Jordanien, Palästina und dem Libanon. Zu den syrischen Provinzen vgl. A. Birken: Die Provinzen des Osmanischen Reiches. Wiesbaden 1976, insbesondere S. 232—251.
- ²⁵ Für die gegenwärtige Fragestellung ist sein Feldzug gegen die Safawiden von geringerer Bedeutung.
- ²⁶ Vgl. hierzu neuerdings J. Matuz: Süleyman der Prächtige (Soliman) (= Exempla historica. Epochen der Weltgeschichte in Biographien. Bd. 26: Humanismus, Renaissance und Reformation. Kaiser und Könige. Fischer Taschenbuch). Frankfurt a. M. 1983, S. 173—194.
- ²⁷ Vgl. J. Matuz: Der Verzicht Süleymans des Prächtigen auf die Annexion Ungarns. In: Ungarn-Jahrbuch, VI (1974—1975), S. 38—46.
- ²⁸ Zu den hier folgenden Ausführungen vgl. insbesondere Cvetkova (wie Anm. 23), passim; Gibb/Bowen (wie Anm. 14) passim; Matuz: Das Osmanische Reich (wie Anm. 1), besonders S. 98—103.

- ²⁹ Der Dienstgrad des Sandschakbega kam etwa dem eines europäischen Generalmajors gleich.
- ³⁰ Werner (wie Anm. 2), insbesondere 104 ff.
- ³¹ Gibb/Bowen (wie Anm. 14), S. 56.
- ³² Matuz: Das Osmanische Reich (wie Anm. 1), S. 52.
- ³³ Es handelt sich um die Truppen namens *jaja*, *müsellem* und *jürük*; vgl. Cvetkova (wie Anm. 23), S. 37.
- ³⁴ R. Mantran: La vie quotidienne à Constantinople au temps de Soliman le Magnifique et de ses successeurs (XVI^e et XVII^e siècles). [Paris] 1965, insbesondere S. 181 ff.
- ³⁵ Vgl. Gibb/Bowen (wie Anm. 14), S. 56 ff.
- ³⁶ Ebd., S. 62.
- ³⁷ Nicht zu verwechseln mit den oben erwähnten *dschebeli* genannten Bewaffneten, die von den Spahis aufgestellt wurden.
- ³⁸ Gibb/Bowen (wie Anm. 14), S. 66 ff.
- ³⁹ Ebd., S. 69 ff.
- ⁴⁰ Vgl. V. J. Parry/M. E. Yapp (Hrsg.): War, Technology and Society in the Middle East. London 1975.
- ⁴¹ Vgl. J. Matuz: Das Kanzleiwesen Sultan Süleymans des Prächtigen. Wiesbaden 1974, S. 138 ff.
- ⁴² Ebd.
- ⁴³ Ebd., S. 10 ff.
- ⁴⁴ Dazu vgl. etwa H. J. Kissling: Sultan Bajezid's II. Beziehungen zu Markgraf Francesco II. von Gonzaga. München 1965.
- ⁴⁵ Vgl. Khadduri (wie Anm. 9), S. 144 ff.
- ⁴⁶ Vgl. H. J. Kissling: Rechtsproblematiken in den christlich-muslimischen Beziehungen, vorab im Zeitalter der Türkenkriege. Graz 1974.
- ⁴⁷ Eine Ausnahme bildete der Ägypten-Feldzug Sultan Selims II. 1516/17, der mit den günstigen klimatischen Bedingungen des Nillandes in Zusammenhang steht. Zu diesem Feldzug vgl. u. a. E. Halil: Sultan Selim's ägyptischer Feldzug. Weimar 1916.
- ⁴⁸ Vgl. Matuz: Der Verzicht (wie Anm. 27), passim.
- ⁴⁹ So 1552, als die Belagerung der ungarischen Burg Erlau (ung. Eger) abgebrochen werden mußte.
- ⁵⁰ Beispielsweise die Schlacht bei Mohács 1526, in der nicht nur die ungarische Wehrmacht vernichtend geschlagen wurde, sondern auch die Integrität des Staates Ungarn zerbrach.
- ⁵¹ Wie 1532 die Bezwingung der Festung Güns (ung. Kőszeg). Über diese Begebenheiten berichtet eine umfangreiche, vor allen Dingen ungarische Literatur, worauf hier freilich nicht eingegangen werden kann.
- ⁵² Zum osmanischen Marinewesen vgl. neuerdings W. Riesterer: Die osmanischen Seestreitkräfte. Türkische Kunst und Kultur aus osmanischer Zeit. 2 Bde. Recklinghausen 1985, Bd I, S. 67–69.
- ⁵³ Die hier folgenden Ausführungen wurden teilweise einem ungarischen Aufsatz des Verfassers entnommen, der in der Zeitschrift Katolikus Szemle (= Katholische Rundschau), Rom 1986/2, S. 120–135, unter dem Titel Buda visszafoglalása – török szemmel (= Die Zurrückeroberung Ofens – mit türkischen Augen gesehen) erschienen ist.
- ⁵⁴ Manche Spahis haben sich durch die Zahlung eines Ersatzgeldes (*bedel*) vom Dienst in der Tuppe freigekauft, andere blieben vom Feldzug einfach illegal fern. Zum Problem des Ersatzgeldes vgl. Cvetkova (wie Anm. 23), S. 83.
- ⁵⁵ Vgl. B. A. Cvetkova: Recherches sur le système d'affermage (*iltizam*) dans l'empire ottoman au cours du XVI^e–XVIII^e s. par rapport aux contrées bulgares. In: Rocznik orientalistyczny, XXVI (1964), S. 111–132.
- ⁵⁶ Hierzu vgl. neuerdings J. Matuz: Les relations étrangères du Khanat de Crimée (XV^e–XVIII^e siècles). In: Revue d'histoire diplomatique, N^o 3–4, 1988, S. 233–249.
- ⁵⁷ So genannt nach einem Rebellenführer des 15. Jahrhunderts namens *Sarıdscha* Pascha.
- ⁵⁸ D. h. »Hundewächter«, in Anlehnung an den Brauch im Sultanshof, wo die großherrliche Gardedivision gleichfalls diesen Namen führte.
- ⁵⁹ Zu diesen Steuerpächter-Statthaltern s. K. Röhrborn: Untersuchungen zur osmanischen Verwaltungsgeschichte. Berlin–New York 1973, S. 125 ff.
- ⁶⁰ Hierzu vgl. J. Matuz: Warum es in der ottomanischen Türkei keine Industrieentwicklung gab. In: Südosteuropa-Mitteilungen, XXIV/3 (1985), S. 43–46.
- ⁶¹ Die wichtigsten Reformen waren die sog. »Neuordnungen« (*nizam-i dschedid*) 1793, die Aufstellung der Truppen der »Neuen Hundewächter« (*sekbân-i dschedid*) 1808, die Liquidierung der Janitscharen 1826, die Gründung der osmanischen Kriegsschule 1834, die Einführung eines neuen Ergänzungssystems 1843 und die Reorganisation des osmanischen Militärwesens während der Herrschaftszeit des Sultans Abdülhamid II. (1876–1909).
- ⁶² An erster Stelle sei hier an die deutsche Militärhilfe gedacht. Hierzu vgl. vor allen Dingen J. L. Wallach: Anatomie einer Militärhilfe. Die preußisch-deutsche Militärmissionen in der Türkei 1835–1919. Düsseldorf 1976.